

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 22 (1928)
Heft: 10

Artikel: Kamilla und Peter [Schluss]
Autor: Musset, Alfred de
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-926163>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Christian Gerson.

Im Jahre 1600 wurde in Halberstadt ein Jude, Christian Gerson, getauft, der in einer eigenen Schrift die Geschichte seiner Bekehrung berichtet hat. Einst brachte eine Christin, die arm war, seine Nachbarin, ihm ein deutsches Neues Testament. Gerson ließ ihr darauf acht Schillinge, hauptsächlich aus Geiz, um seinen Wucher davon zu nehmen, zugleich aber aus Neugierde, weil er gern wissen wollte, was es doch für ein kräftiger Irrtum wäre, wodurch viele Seelen der Christen verloren und verdammt würden. So las er es dann im Beisein seiner beiden Schwäger mit großer Gotteslästerung. Allein beim Lesen wurde sein Herz mächtig ergriffen, weil er sah, daß die Evangelisten und Apostel, wie der Herr Christus selbst, sich so gewaltig auf das Alte Testament beriefen. Darauf las er es nochmals, aber heimlich, von Anfang bis zum Ende und schlug fast alle Sprüche, die darin aus dem Alten Testament angeführt waren, nach. „Da fand ich“, schreibt er, „ein solches Licht, daß ich Gott die Tage meines Lebens dafür zu danken habe“. Doch weil er sich niemand zu offenbaren wagte, so versank er in die größte Traurigkeit. Endlich ging er aus, wie einst Abraham, aus seinem Vaterlande und von seiner Freundschaft und begab sich nach Halberstadt, wo er öffentlich zur christlichen Kirche übertrat.

Zur Belehrung

Respekt vor den Zahlen!

Zu einem Bauer kam ein Pferdehändler und wollte ein Pferd kaufen. Sie wurden nicht handelseinig. Endlich sagte der Bauer voll Unmut über das geringe Angebot: „Ich will dir das Pferd eher schenken, als es zu solchem Schleuderpreis verkaufen.“ Der Händler spielte den Roblen: „Nein, geschenkt will ich es nicht haben; ich will dir Geld geben, nur nicht so viel, wie du forderst... Gut“, sagte der Bauer, „dann will ich es dir nach Hufnägeln verkaufen. Du gibst mir für den ersten Hufnagel einen Fünfer, für den zweiten zwei und für jeden folgenden das Doppelte des vorhergehenden. An jedem Hufe sind vier Nägel. Das Pferd hat vier Beine; das gibt im ganzen sechzehn Nägel. Gilt der Handel?“ „Abgemacht!“ sagte

der Händler und lachte. Er lachte aber zu früh. Die sechzehn Nägel kosteten der Reihe nach: 1, 2, 4, 8, 16, 32, 64, 128, 256, 512, 1024, 2048, 4096, 8192, 16,384 und 32,768 Fünfer. Also zusammen: 65,535 Fünfrappen = Fr. 3276.75. Der Händler soll seit diesem Kaufe nicht mehr von dummen Bauern reden.

Unehlich geht es beim Geld auf Zinsen. Einen Franken zur Zeit von Christi Geburt auf Zinsen von nur 4% angelegt, würde jetzt durch Zinseszinsen zu einer so gewaltigen Summe angeschwollen sein, daß der ganze Erdball, wenn er aus lauter Silber bestände, nicht zur Bezahlung ausreichen würde. Anfangs geht die Vermehrung nur langsam vor sich; dann aber schwillt sie lawinenartig an. Dergleichen Aufgaben gibt es viele.

Zur Unterhaltung

Ramilla und Peter.

Von Alfred de Musset. (Schluß.)

X.

Ramilla wurde Mutter. Eines Tages, als ihr Vater, der Chevalier, eben seinen traurigen Spaziergang im Parke machte, brachte ihm sein Diener einen Brief, dessen Handschrift ihm unbekannt war und in dem sich ein sonderbares Gemisch von Vornehmheit und Unwissenheit bemerkbar machte. Der Brief kam von Ramilla und enthielt das folgende:

„O mein Vater! Ich spreche — wohl nicht mit meinem Munde, aber mit meiner Hand. Meine armen Lippen sind immer noch verschlossen, und trotzdem vermag ich zu sprechen. Der, der mein Gebieter ist, hat mich gelehrt, Ihnen schreiben zu können. Er hat mich durch den gleichen Lehrer, der ihn ausgebildet hat, unterrichten lassen, denn Sie wissen, daß auch er lange in dem Zustande gelebt hat, wie ich ehemals. Ich hatte viel Mühe beim Lernen. Was man zuerst lernt, ist die Sprache der Finger, dann lernt man die geschriebenen Figuren. Es gibt deren alle möglichen Arten, die alles in Kürze ausdrücken. Es dauert lange, bis man alle diese Zeichen kennt, und länger noch, bis man lernt, die Worte zu setzen, da die Buchstaben nicht gleich sind — aber am Ende kommt man trotzdem zurecht, wie Sie sehen. Der Abbé de l'Épée ist ein sehr guter und sanfter Mann, ebenso der Vater Vanin, der in der christlichen Lehre unterrichtet.

Ich habe ein sehr schönes Kind; ich wagte es nicht, Ihnen gegenüber seiner Erwähnung zu thun, ehe ich nicht wußte, ob es sein würde, wie wir. Ich habe aber dem Vergnügen, Ihnen zu schreiben, nicht widerstehen können; trotzdem wir, mein Mann und ich, sehr in Sorge sind. Denn Sie können sich unsere Unruhe vorstellen, besonders da wir nicht hören können. Die Wärterin hört wohl, wir fürchten aber, daß sie sich vielleicht täuscht. So warten wir denn mit großer Ungeduld darauf, es seine Lippen öffnen zu sehen, und sie mit dem Geräusch, das die Hörenden machen, zu bewegen. Sie können sich wohl denken, daß wir Aerzte befragt haben, um zu wissen, ob es möglich sei, daß das Kind zweier so unglücklicher Personen, wie wir sind, nicht auch stumm ist? Sie haben uns wohl gesagt, daß es sein könne — jedoch wagen wir es, dies nicht zu glauben. Stellen Sie sich vor, mit welcher banger Furcht wir das liebe Kind seit langem betrachten, und wie hilflos wir daneben stehen, wenn es seine kleinen Lippen öffnet und wir nicht wissen können, ob es Laute von sich gibt. Seien Sie versichert, mein Vater, daß ich meiner Mutter gedenke — denn sie hat sich damals ängstigen müssen, wie ich es nun tue. Sie haben sie sehr geliebt, sowie auch ich mein Kind liebe; ich aber bin für Sie bloß ein Gegenstand des Kummers gewesen. Jetzt, wo ich lesen und schreiben kann, begreife ich erst, wie meine Mutter hat leiden müssen.

Wenn Sie wirklich gut zu mir wären, mein Vater, so kämen Sie nach Paris, uns zu sehen. Das würde ein Grund zu Freude und Dankbarkeit sein für Ihre Sie verehrende Tochter
Kamilla.“

Nach dem Lesen dieses Briefes zögerte der Chevalier lange. Anfänglich hatte er Mühe, seinen Augen zu trauen und zu glauben, daß Kamilla selbst es war, die ihm geschrieben hatte; allein er mußte sich endlich der Tatsache fügen. Was sollte er tun? Gab er der Bitte seiner Tochter nach und ging er nach Paris, so setzte er sich der Gefahr aus, in einem neuen Schmerz alle Erinnerungen an früheren Gram wieder zu finden. Ein Kind, das er zwar nicht kannte, das aber nichts destoweniger der Sohn seiner Tochter war, konnte den Kummer der Vergangenheit in ihm neu aufleben lassen. Kamilla konnte ihm Cécile ins Gedächtnis rufen, indessen konnte er doch nicht umhin, die Unruhe dieser jungen Mutter zu teilen, die auf ein Wort ihres Kindes harnte.

Sie müssen hin, — sagte der Onkel Giraud, als der Chevalier ihn um seine Ansicht befragte. — Ich bin es, der diese Heirat zustande gebracht habe, und ich halte diese Ehe für gut und dauernd. Wollen Sie Ihr Fleisch und Blut verlassen? Ist es nicht genug, daß Sie — ohne Vorwurf sei es gesagt — Ihre Frau auf dem Ballo allein gelassen haben, infolgedessen sie ertrunken ist? Wollen Sie nun diese Kleine verleugnen? Meinen Sie, daß damit alles getan sei, wenn Sie traurig sind und daß man daneben nichts anderes auf der Welt zu tun hat? Sie bittet Sie, zu kommen; wohlan, reisen wir. Denn ich gehe mit Ihnen, und das Einzige, was mir leid tut, ist, daß sie nicht auch mich gerufen hat. Es ist nicht recht von ihr, daß sie nicht auch an meiner Türe anklopft, die ihr stets offen stand.

Er hat recht, — dachte der Chevalier. Ich habe die beste aller Frauen unnützer- und grausamerweise leiden lassen. Ich habe sie einen entseßlichen Tod sterben lassen, wo ich sie davor hätte behüten können. Wenn ich dafür heute durch den Anblick des Unglücks meiner Tochter gestraft werden muß, darf ich mich nicht darüber beklagen; so peinlich dieser Anblick für mich auch sein möge, ich muß mich ihm unterziehen und mich dazu verurteilen. Diese Strafe ist verdient. Mag meine Tochter mich dafür büßen lassen, ihre Mutter verlassen zu haben! Ich werde nach Paris gehen und das Kind meiner Tochter sehen. Ich habe, was ich liebte, verlassen und habe mich von dem Unglücke ferngehalten, nun will ich ein bitteres Vergnügen in seiner Betrachtung suchen.

Im Erdgeschoße eines Privathauses in dem Viertel Faubourg Saint-Germain, in einem hübschen, mit Holz getäfelten Boudoir saßen die junge Frau und ihr Gatte, als der Vater und der Onkel anlangten. Auf einem Tische lagen Zeichnungen, Bücher und Kupferstiche. Der Gatte las, die Frau stückte und das Kind spielte auf dem Teppich.

Der Marquis hatte sich erhoben; Kamilla eilte auf ihren Vater zu, der sie zärtlich umarmte und einige Tränen nicht zurückzuhalten vermochte; die Augen des Chevaliers blieben jedoch alsbald auf dem Kinde haften. Gegen seinen Willen überkam sein Herz wieder jener Schauer, den er ehemals Kamillas Gebrechen gegenüber empfunden hatte; er wich zurück, als man ihm das Kind hinhielt, dieses Wesen, das den Fluch, den er ihm hinterlassen, erben sollte.

Noch ein Stummer! — rief er aus.

Kamilla nahm ihren Sohn in die Arme; ohne zu hören, hatte sie ihren Vater verstanden. Das Kind vor dem Chevalier sanft hochhebend, legte sie ihren Finger auf die kleinen Lippen, die sie ein wenig rieb, gleichsam um es zum Sprechen aufzufordern. Das Kind ließ sich einige Minuten lang bitten, und sprach dann deutlich die drei Worte, die ihn seine Mutter im voraus hatte lehren lassen:

„Guten Tag, Papa!“

Und so sehen Sie wohl, daß Gott alles verzeiht und alles wohl macht, sagte der Dunkel Giraud.

Aus der Welt der Gehörlosen



Aufruf!

Das Festprogramm zum III. schweizerischen Gehörlosentag in Basel ist samt Anmeldebogen in Nr. 9 unserer Gehörlosenzeitung erschienen. Es gereicht mir zur Freude, im Namen des „Schweizerischen Taubstummerrates“ alle Gehörlosen zu diesem Anlasse geziemend einzuladen. Gleichzeitig wird dort eine Ausstellung von Werken schweizerischer Gehörloser eröffnet. Darum bitte bitte ich alle Schicksalsgenossen jung und alt, sowie die geehrten Taubstummfreunde, sich recht zahlreich in Basel einzufinden, um so ihr Interesse zu bekunden und der Veranstaltung zu vollem Erfolg zu verhelfen.

Die vom Taubstummerrat eingesetzten Organisations- und Ausstellungskomitees, aus Mitgliedern der beiden Basler Taubstummvereine gebildet, sind emsig bestrebt, dafür zu sorgen, daß alle Besucher frohe Erinnerungen und geistige Bereicherung von Tagung und Ausstellung mitheimnehmen können.

Um den Komitees die große Arbeit, die sie zu bewältigen haben, nicht unnötig zu erschweren, richte ich nochmals an alle Aussteller und Festteilnehmer die dringende Bitte, ihre Arbeiten ja rechtzeitig, d. h. **bis spätestens den 24. Mai** in Basel eintreffen zu lassen und den Anmeldebogen für den III. schweizerischen Gehörlosentag, richtig ausgefüllt, ebenfalls auf den gewünschten Termin, den **15. Mai** einzusenden. Ordnung muß sein!

In froher Erwartung rufe ich Allen „Auf baldiges Wiedersehen in Basel!“ zu.

H. S. Willy-Tanner,  

Vorsitzender des Schweizerischen Taubstummerrates.

Zürich. Infolge Rücktritts des Präsidenten: Herrn W. Müller, wurde an der letzten Halbjahrsversammlung des „Gehörlosenbundes Zürich“ dem Vizepräsidenten Erwin Seiler die Weiterleitung anvertraut. Korrespondenzen an die neue Adresse: E. Seiler, Birchstraße 58, Zürich 6.

Originelle Erfindung eines Stummen. In den Straßen von Wien ist man zwar das laute Ausrufen der Zeitung gewöhnt. Nun macht aber seit einiger Zeit ein Ausrufer am Ring vor dem Rathaus besondere Sensation. Während sich seine Lippen gar nicht bewegen, schreit es aus dem Rasten, in dem er Zeitungen trägt, mit mehrfacher Stärke. Der Stumme hat sich einen Parlophon mit bedeutender Verstärkungs-vorrichtung angeschafft und den von Natur mitgebrachten Nachteil in solcher Weise korrigiert, daß er nicht nur das Sprechen entbehren kann, sondern den Gefahren der Heiserkeit, der Ermüdung und der Erkältung besser entgeht, als seine „normal veranlagten“ Kollegen.

Unser Freund: Der Hund. Ein englischer taubstummer Arbeiter hatte seinen Hund abgerichtet, ihn jeden Morgen um sechs Uhr zu wecken. Sobald die Weckuhr schnarrte, zupfte der Hund an der Bettdecke; wachte sein Herr davon nicht auf, so sprang der Hund auf das Bett, scharrte und kratzte den Schläfer so lange, bis er sich entschloß, aufzustehen. Natürlich schlief der Hund im Zimmer seines Herrn.

Nun geschah es einmal, daß der Taubstumme mitten in der Nacht durch den Hund geweckt wurde. Der Hund war sehr aufgereggt; er riß an der Decke, biß und bellte. Der Taubstumme war sehr ärgerlich, zu so ungewohnter Zeit geweckt zu werden und wollte den Hund wegjagen, aber dieser wich nicht von der Stelle. Endlich sprang der Mann aus dem Bett und riß die Tür auf, um den Störenfried herauszuwerfen. Da schlug ihm aus dem Treppenhaus eine gewaltige Flamme entgegen! Das Haus brannte! Der Mann hatte eben noch Zeit, sich zu retten. Ohne den treuen Hund wäre er gewiß in den Flammen umgekommen. Er belobte und streichelte das gute Tier, das ihn mit lustigen Sprüngen umtanzte, froh, ihn endlich wachbekommen zu haben.

